

**NICO ROYMANS (Hrsg.), *From the sword to the plough*.** Three studies on the earliest romanisation of northern Gaul. Amsterdam Archaeological Studies, 1. Amsterdam University Press, Amsterdam 1996. NLG 85,- (€ 38,57). ISBN 90-5356-237-0. 260 Seiten mit 81 Abbildungen und 6 Tabellen.

Seit nunmehr zwei Jahrzehnten wird die archäologische Romanisierungsforschung in Großbritannien und in den Niederlanden von theorieorientierten Ansätzen dominiert. Während bis Ende der 1980er Jahre eine prozessual-funktionalistische Perspektive vorherrschte, trat im letzten Jahrzehnt immer stärker die Erforschung geistiger Phänomene, wie Religion, Mentalität, kollektive Identität etc. in den Vordergrund (vgl. D. KRAUSSE, Arch. Nachrbl. 1, 1996, 258–273).

Nachdem bereits 1995 der Tagungsband „Integration in the Early Roman West. The Role of Culture and Ideology“ (J. Metzler/M. Millett/N. Roymans/J. Slofstra [Hrsg.], Doss. Arch. Mus. Nat. Hist. et Art 4 [Luxembourg 1995]) erschien, liegt nun mit „From the Sword to the Plough“ ein zweites Sammelwerk zu diesem Themenkomplex vor. Es umfaßt drei größere Abhandlungen. Den Auftakt bildet „The sword or the plough. Regional dynamics in the romanisation of Belgic Gaul and the Rhineland area“ (S. 9–126) des niederländischen Herausgebers Nico Roymans. Es folgen die Beiträge „Roman impact on rural settlement and society in southern Picardy“ (S. 127–187) des Briten Colin Haselgrove und „The earliest urbanisation in Northern Gaul. Some implications of recent research in Tongres“ (S. 189–260) des Belgiers Alain Vanderhoeven.

In einer kurzen Einführung betont Roymans, daß die Autoren übereinstimmend folgende Ansichten vertreten:

- Durch die Anwendung neuer Methoden und Theorien glauben sie, zu einem besseren Verständnis der komplexen frühromischen Kulturdynamik in Nordgallien gelangen zu können (S. 7).
- Sie gehen davon aus, daß Verlauf und Ergebnis der Romanisierung auf kollektiver wie individueller Ebene primär vom jeweiligen „cultural background“ (ebd.) abhängen, wogegen die aktive Steuerung dieser Prozesse durch die römischen Machthaber vergleichsweise unbedeutend gewesen sei. Romanisierung wird somit nicht mehr als Akkulturationsprozeß betrachtet, bei dem eine zivilisatorisch und militärisch überlegene Sozietät einer unterlegenen Gruppe ihre Kultur aufzwingt, sondern als „creative interpretation of Roman cultural forms“ (ebd.) durch offensiv agierende einheimische Gruppen und Individuen.
- Sie sind der Überzeugung, daß die Forschung bisher einseitig auf die Analyse der politisch-militärischen, sozialen und ökonomischen Faktoren ausgerichtet gewesen sei. Dagegen sei die entscheidende Rolle geistiger Phänomene („values, ideas or mental structures“, S. 7) im Romanisierungsgeschehen von der Archäologie vollkommen unterschätzt bzw. ignoriert worden.

Roymans umfangreichem Beitrag liegt ein theoretischer Ansatz zugrunde, der von dem französischen Anthropologen Louis Dumont und seinen Schülern entwickelt wurde. Diese strukturalistische Theorie betont die entscheidende Rolle von ideellen Phänomenen („ideology“) bei der Strukturierung von Gesellschaften und schließt die Relation zwischen sozialer Ordnung und übernatürlichem Bereich („supranatural domain“, S. 12) ein. „Ideology“ wird als System von Ideen, Werten und Normen definiert, welches das gesamte menschliche Verhalten und Denken strukturiert und für die Aufrechterhaltung und Reproduktion der sozio-kosmischen Ordnung („socio-cosmic order“, S. 12), einschließlich der sozialen, der ökonomischen, der politischen und der religiösen Domäne, bestimmend sei.

Vor dem Hintergrund dieser abstrakten theoretischen Vorstellungen versucht Roymans die regionalen Unterschiede in Verlauf und Ergebnis des Romanisierungsprozesses in Nordgallien zu erklären. Er geht von der Annahme aus, daß es innerhalb dieser Makroregion verschiedene Sozietäten gab, die sich bereits vor der römischen Okkupation durch jeweils spezifische kollektive sozio-kosmische Ordnungen unterschieden. Nur Archäologen, die den Versuch unternähmen, diese ideellen Systeme zu entschlüsseln, würde verständlich, warum die Romanisierung zu regional unterschiedlichen Ergebnissen geführt habe.

Um die Anwendbarkeit seines holistischen Theoriekonzepts zu demonstrieren, setzt Roymans drei Aspekte der vorrömischen „Celto-Germanic Society“ (auf dieses Konstrukt wird noch zurückzukommen sein) miteinander in Beziehung:

1. Martialisches Ideal bzw. Kriegertum
2. Agrarische Wirtschaftsweise (Ackerbau *versus* Viehzucht)
3. Charakter der verehrten Hauptgottheit

Roymans charakterisiert die spätlatènezeitlichen Gruppen Nordgalliens, worunter er den Raum zwischen unterer Seine und Mittel-/Niederrhein versteht, als Kriegergesellschaften, in denen martialische Ideale im Mittelpunkt des sozio-kosmischen Systems standen. Als archäologischer Beleg für diese These dient ihm das Vorkommen von Waffendeponierungen im gesamten Untersuchungsgebiet. Kartierungen der spätlatènezeitlichen Schwert- und Helmfunde kontrastiert Roymans einerseits mit der durch schrifthistorische bzw. epigraphische Quellen bekannten Anzahl der Auxiliareinheiten bei den einzelnen *civitates* der *Gallia Belgica* in vorflavischer Zeit (Tab. 1; Abb. 4), andererseits mit der chorologischen Verteilung der Schwert- und Helmfunde des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Abb. 6; 7). Dabei zeigt sich, daß die Funde von *gladii*, gladiusartigen Schwertern und römischen Helmen auf den Osten und Nordosten des Untersuchungsgebiets beschränkt sind und im wesentlichen im Gebiet der *civitates* vorkommen, die Auxiliareinheiten stellten. Gestützt auf diese archäologischen Indizien und schrifthistorische Quellen folgert Roymans, daß sich die zentrale gesellschaftliche Rolle des Kriegertums in den nordöstlichen, rheinnahen Gebieten, also bei den *civitates* mit Auxiliareinheiten, länger gehalten habe als bei den Stämmen im Südwesten der *Gallia Belgica*. Der Südwesten sei seit augusteischer Zeit entmilitarisiert gewesen. Dagegen umfaßte das reziproke Verhältnis der nordöstlichen Stammeseliten mit Rom auch das Recht und die Pflicht Auxiliareinheiten aufzustellen, wofür sie Prestigegüter und militärische Statuspositionen erhielten (ebd.). Als Paradebeispiel für die befriedeten Stämme nennt Roymans die Remer, als Exempel für die anhaltend kriegerischen Verbände dienen ihm die Bataver.

Obwohl er die aktive Einflußnahme Roms bei der Entmilitarisierung der Remer und vergleichbarer Gruppen nicht bestreitet (S. 31), möchte er (seiner Definition des Begriffs „romanisation“ entsprechend) darin gleichzeitig eine aktive Entscheidung der betreffenden einheimischen Gruppen erblicken (S. 40): Das martialische Ideal hätte bei den Stammeseliten der südwestlichen Zone bereits vor dem Gallischen Krieg stark an Attraktivität verloren, und die Option für zivilere Formen sozialer Konkurrenz und Bewährung sei daher vor dem Hintergrund des eigenen sozio-kosmischen Systems vorgegeben gewesen.

Im nachfolgenden Kapitel werden regionale Unterschiede des Agrarsystems innerhalb Nordgalliens untersucht. Nach Roymans gilt: „the phenomenon of agriculture can only be understood within the framework of the total socio-cosmic order of a society“ (S. 43). So sei etwa die Architektur ländlicher Gehöfte nicht allein funktional, sondern in gleichem Maße ideologisch bedingt. Das Wohnstallhaus entspringe einem ganz anderen sozio-kosmischen System als Gehöfte, deren Konzeption das Vieh in separate Gebäude verweise. Traditionell

als Abfall interpretierte Inhalte von Gruben innerhalb ländlicher Siedlungen müssen nach Roymans häufig als deponierte Überreste von komplexen Ritualen gedeutet werden (S.43; vgl. 57f.).

Die bekannten wirtschaftsethnologischen Studien von M. Mauss, B. Malinowski und P. Bohannon aufgreifend, versucht Roymans zu verdeutlichen, daß agrarische Objekte bzw. Produkte in vorindustriellen Gesellschaften nicht nur im Rahmen des primär ökonomisch motivierten Gütertauschs („commodity exchange“), sondern vor allem im Rahmen des sozial bedeutsamen Geschenkaustauschs („gift exchange“) eine Rolle spielen. In aller Regel würden die Tauschgüter in verschiedene Wertklassen („value classes“, S.45) eingeteilt. Da ihm zur Rekonstruktion der spezifischen Bedeutung agrarischer Produkte im Wertesystem der „kelto-germanischen“ Stammesgesellschaften Nordgalliens weder geeignete archäologische noch schriftliche Quellen zur Verfügung stehen, versucht Roymans, diese Frage mit Hilfe von mittelalterlichen irischen Schriftquellen zu beantworten. Obwohl er die Problematik entsprechender Analogieschlüsse und das Fehlen geeigneter Quellen wiederholt betont (S.45; 47), glaubt er schließlich doch die Wertesysteme der vorrömischen Gesellschaften seines Untersuchungsgebietes entschlüsseln zu können. Wie beim Phänomen des martialischen Ideals möchte er zwei Gruppen von Sozietäten unterscheiden: In den sandigen oder tonigen Tieflandgebieten zwischen Niederrhein und Schelde lebten demnach Viehzüchter und Hirten, bei denen vornehmlich Rinder als Tauschobjekte der Prestigegüterklasse dienten. In den weiter südlich und südwestlich anschließenden Gebieten hätte sich die Agrarökonomie dagegen auf den Anbau von Getreide konzentriert und ein anderes Werteklassen-System ausgebildet. Diese landschaftliche Zweiteilung der vorrömischen Agrarsysteme belegt Roymans durch eine Kartierung der Wohnstallhäuser (S.53 Abb.17). Auch der in Abb.15 wiedergegebene Anteil von Rind, Schaf/Ziege und Schwein an den Tierknochenfunden verschiedener eisenzeitlicher Siedlungen Nordgalliens veranschaulicht die zentrale Rolle des Rindes in der Ökonomie der Gruppen zwischen Niederrhein und Schelde, während bei den Ackerbauern der südwestlichen Zone das Schwein die höchsten Anteile erreichte. In Roymans Lesart drücken sich hierin nicht nur ökonomische Notwendigkeit und Anpassung an verschiedene Umwelten aus, sondern unterschiedliche sozio-kosmische Ordnungen, die maßgeblich für den Romanisierungsprozeß gewesen seien. Vor diesem Hintergrund glaubt er erklären zu können, warum es im 2. Jahrhundert n. Chr. im Nordosten seiner Untersuchungsregion nicht zur Ausbildung einer Villenlandschaft („villa landscape“, S.61 ff.) kam, während im Südwesten die *villa rustica* zur vorherrschenden ländlichen Siedlungs- und Wirtschaftseinheit avancierte. Das gallo-römische Villensystem sei nämlich an Ackerbau geknüpft gewesen. Und *agricultura* sei mit Frieden, urbanem Leben und Zivilisation assoziiert worden (S.70). Pastorale Traditionen hingegen wurden, so Roymans, in der römischen Welt mit Barbarentum assoziiert und galten als Synonym für Wild- und Rohheit. Die Tatsache, daß sich die Remer im Laufe der Romanisierung zu friedlichen Ackerbauern mit Villa-System entwickelten, während die Bataver länger an ihren kriegerischen Idealen festhielten und Viehzüchter ohne *villae rusticae* blieben, sei somit nicht primär auf römische Steuerung oder regional unterschiedliche ökologische Bedingungen zurückzuführen. Vielmehr resultiere sie aus der kreativen Interpretation und Aneignung römischer Kulturformen und Werte vor dem Hintergrund des einheimischen sozio-kosmischen Systems.

Dies gelte schließlich auch für die Identifikation einheimischer Gottheiten mit römischen Göttern. Die rinderzüchtenden und ungebrochen kriegerischen Gruppen des Niederrheingebietes hätten ihre Hauptgottheit, Magusanus, mit Herkules identifiziert. Roymans macht dafür die Tatsache verantwortlich, daß auch der römische Herkuleskult pastorale Züge auf-

wies. Die Entscheidung der südwestlichen *civitates* für Mars erklärt Roymans mit dem stärker ackerbaulichen Charakter des römisch-italischen Mars.

In Roymans Konzept spielt schließlich der Begriff „landscape“ eine zentrale Rolle. Bis vor kurzem seien vergangene Kulturlandschaften („past landscapes“) von Archäologen zu einseitig unter rationalen ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet worden. Tatsächlich habe die durch den Menschen geprägte Kulturlandschaft aber eine weit darüber hinausgehende strukturalisierende kognitive Bedeutung und begründe letztlich die gesamte sozio-kosmische Ordnung. Die beobachteten regionalen Unterschiede in Verlauf und Ergebnis des Romanisierungsprozesses würden nur vor diesem theoretischen Hintergrund verständlich.

Es fällt nicht leicht, die äußerst komplexe und enorm ambitionierte Abhandlung Roymans in wenigen Sätzen einer kritischen Würdigung zu unterziehen. Sie ist regelrecht überfrachtet mit interessanten Thesen, gewagten Interpretationen und anregenden Ausblicken. Allerdings wird häufig nicht hinreichend klar, worauf die Ergebnisse basieren. Es bleibt somit ein zwiespältiger Eindruck zwischen Faszination und Skepsis: Einerseits vermag es Roymans, dem Leser ein sehr lebendiges und facettenreiches Bild der einheimischen Gruppen zu vermitteln. Andererseits baut sich bei der Lektüre der Verdacht auf, daß das Erkenntnispotential der Quellen überfordert wird. Der Mut des Autors, einen theoretischen Überbau explizit darzulegen und anschließend eine konkrete, detailreiche und weitreichende Interpretation der zur Diskussion stehenden archäologischen Phänomene vorzunehmen, verdient aber größten Respekt. In diesem Sinne seien die folgenden Bemerkungen nicht als Kritik an einem konventionellen Werk, sondern an einer sehr gewagten und damit zwangsläufig auch angreifbaren Pionierstudie gelesen.

Zunächst scheint mir Skepsis gegenüber dem terminologischen Konstrukt „Celto-Germanic Society“ angebracht. Diese Wortkreation vernachlässigt die ethnische Heterogenität Nordgalliens. So muß gefragt werden, welche Rolle die ethnische, respektive sprachliche Zugehörigkeit der einzelnen *civitates* zu einer der von Cäsar genannten übergeordneten Entitäten (Gallier/Kelten, Belger und Germanen) beim Verlauf der Romanisierung spielte. Es ist auffällig, daß Roymans vom Beispiel der Remer und Bataver abstrahiert, also quasi die gallischen und germanischen Extreme innerhalb seines Untersuchungsraums zum Regelfall zweier angeblich durch „landscape“ und „socio-cosmic system“ bedingter Romanisierungszonen erklärt. Allzu verwegen erscheint Roymans' These (S. 101 f. Abb. 35), daß die römischen Machthaber jene Gesellschaften, die sich entsprechend seines römischen Romanisierungsmodells verhielten, als Gallier, jene, die seinem batavischen Modell entsprachen, als Germanen bezeichnet hätten. Bereits Cäsar, insbesondere aber Strabon und Tacitus hätten, so der Autor, kulturelle Variationen innerhalb Nordgalliens ethnisch gedeutet, wobei germanisches Ethnos mit „sword“, „war/chaos“ und „barbarity“, gallisches Ethnos mit „plough“, „peace“ und „civilisation“ gleichgesetzt worden sei. Tatsächlich seien diese Variationen aber nicht ethnisch, sondern durch die (jetzt rekonstruierten) sozio-kosmischen Systeme bedingt gewesen, was ernstgenommen bedeuten würde, daß Roymans durch die Analyse archäologischer Funde und Befunde zu einem tieferen Verständnis der Völkerkunde Nordgalliens gelangt wäre als die antiken Ethnographen selbst. Angesichts dieser weitreichenden Implikationen wird es im Rahmen zukünftiger Studien zu prüfen sein, ob die antiken Zeitzeugen Ethnos mit kulturellem Verhalten verwechselten oder ob die archäologische Vorstellung einer sozio-kosmischen Zweiteilung Nordgalliens auf der trügerischen Verallgemeinerung extremer, primär ethnisch gebundener Kulturunterschiede (Kriegertum, Ökonomie, Mars/Herkules-Verehrung bei Batavern und Remern) basiert.

Roymans' Anspruch einer prinzipiellen Überlegenheit seines strukturalistischen Theoriehintergrundes älteren Ansätzen der Romanisierungsforschung gegenüber, ist zweifellos zu theorie-fortschrittsgläubig. Man gewinnt vielmehr den Eindruck, daß die Überbetonung von geistigen gegenüber materiellen bzw. funktionalen Aspekten zu Verzerrungen führt. So sind Zweifel angebracht, wenn Siedlungsgruben primär unter religions- und mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten interpretiert werden (S.43). Gab es bei den Prozessualisten nur profane, funktional zu interpretierende Grubenbefunde (vgl. auch H. J. EGGERS, Einführung in die Vorgeschichte [München 1959] 266 f.), so ist nun bei den Post-Prozessualisten jede Siedlungsgrube potentiell mit ritueller Symbolik angereichert (vgl. J. D. HILL, *Journal European Arch.* 1, 1993, 57–75). Rinder, von Archäologen traditionell als Zugtiere, Nahrungs- und Rohstofflieferanten angesehen, werden plötzlich primär als Geschenk- und Tauschobjekte gedeutet. In diesem Sinne wird dann auch die Größenabnahme der Rinder vom Neolithikum bis zur Spätlatènezeit interpretiert (S.47 ff.). Entgegen der Lehrmeinung der Archäozoologie erklärt der Archäologe Roymans die geringe Größe der kelto-germanischen Rinder als gewollten züchterischen Effekt. Weil das Rind primär Tauschobjekt der Prestigegüter-Klasse war, sei es auf eine hohe Individuenzahl und nicht auf die Größe der Tiere angekommen. Derselben Gedankenwelt entspringt die These, daß Fleisch in allen indoeuropäischen Gesellschaften eine begehrtere und prestigeträchtigere Nahrung als Getreide war, weil domestizierte Tiere den Göttern bevorzugt als Opfer dargebracht worden seien (S.48). Meiner Meinung nach liegt hier eine Verwechslung von Ursache und Wirkung vor. In Roymans strukturalistischem Theoriekonzept wird Nahrung zum symbolischen Kommunikationsmittel; der ur- und frühgeschichtliche Mensch mutiert gleichsam zum extrasomatischen Wesen. Andererseits wird das sozio-kosmische System als vollkommen determiniert durch die „landscape“ betrachtet. Dieser diffuse, der Kulturökologie (ecological approach to culture) entlehene Begriff dient in Roymans' ebenso faszinierendem wie gewagtem Entwurf quasi als nicht verifizierbarer, alles erklärender Joker.

In methodischer und theoretischer Hinsicht konventioneller ist der exzellente Aufsatz von Colin Haselgrove. Der Autor leitet seit 1983 ein Projekt, das auf die Erforschung der eisen- und römischen Kultur- und Siedlungsentwicklung im Aisnetal zwischen Soissons und Condé-sur-Suippe, also im antiken Stammesgebiet der Remer und Suessionen, zielt. Dabei wurden neben verschiedenen Ausgrabungen systematische Feldbegehungen durchgeführt. In erster Linie profitiert Haselgrove aber von den in den letzten Jahrzehnten erzielten Ergebnissen der französischen Forschung. In diesem Zusammenhang müssen insbesondere die Projekte B. LAMBOT'S (*Rev. Arch. Picardie* 11, 1996, 13–38) im oberen Aisnetal erwähnt werden. Gestützt auf diese ausgezeichnete Quellenbasis und das von J. Metzler und A. Miron für das Treverergebiet erarbeitete Chronologiesystem kann der Autor die Siedlungsentwicklung von der Späthallstattzeit bis in römische Zeit überzeugend veranschaulichen: Nach einer Phase intensiver Besiedlung und Bevölkerungswachstums im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. kam es im 4. Jahrhundert v. Chr. zu einer raschen Abnahme der Bevölkerung. Erst im 2. Jahrhundert v. Chr. sei es unter dem Einfluß agrartechnischer Innovationen und natürlicher Faktoren erneut zu einer Intensivierung der Besiedlung gekommen. Bemerkenswert ist, daß Haselgrove diese „agricultural revolution“ (S.147) am Ende der Mittellatènezeit nicht ursächlich mit einer Intensivierung des römischen Einflusses auf Gallien zurückführen will. Auch die nachfolgende Gründung von großen befestigten Siedlungen in Lt D1 führt er nicht auf den vorokkupationszeitlichen Einfluß Roms bzw. des Mittelmeerraums, sondern auf intra- und intertribale Prozesse zurück. Dem Autor gelingt es, das chronologische Verhältnis der befestigten Siedlungen von Condé-sur-Suippe, Villeneuve-St.-Germain und Pommiers zu präzi-

sieren, wobei jeweils eine erstaunlich kurze Siedlungsdauer von kaum mehr als einer Generation erschlossen werden kann. Auch die offenen Siedlungen des 2. und der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. zeichnen sich durch eine bemerkenswerte Diskontinuität aus. Keine der im Zeitraum zwischen Lt C2 und Lt D2 gegründeten ländlichen Siedlungen des Aisnerts wurde nach Haselgrove kontinuierlich bis in frühromische Zeit besiedelt (S. 164). Hier wird man allerdings genau zu prüfen haben, ob zum Beispiel die spätlätènezeitliche Entwicklung der (ausführlich behandelten) „ferme indigène“ von Beaurieux tatsächlich diskontinuierlich verlief oder ob nicht Quellenüberlieferung und unzureichende Datierungsvoraussetzungen ein falsches Bild vermitteln.

Ein stabileres Siedlungssystem konnte sich erst einige Jahrzehnte nach dem Gallischen Krieg in augusteischer Zeit etablieren. Haselgrove lenkt die Aufmerksamkeit auf das späte Einsetzen der Steinbauweise gegen Ende des 1. Jahrhundert n. Chr. Auffällig sei, daß sowohl auf dem Land als auch in den Städten die Tempel und Heiligtümer die frühesten Steingebäude waren. Nach der Entmilitarisierung Galliens hätte die einheimische Elite alternative Strategien gesucht, um die sozialen und politischen Strukturen zu manifestieren. Dabei wäre der Religion und damit der Errichtung von Tempeln eine Schlüsselfunktion zugefallen.

Bemerkenswert ist, daß Haselgrove die vorokkupationszeitliche Fernwirkung Roms auf das Remer- und Suessionengebiet äußerst gering veranschlagt. Der seit dem späten 2. Jahrhundert v. Chr. nachweisbare Import römischer Amphoren und Metallgefäße sei nicht als Hinweis auf eine Romanisierung Nordgalliens vor der Eroberung durch Caesar zu werten (S. 174). Haselgrove hält es sogar für wahrscheinlich, daß die Einheimischen gar nichts von der „römischen“ Herkunft dieser Produkte wußten. Vielmehr sollen sie diese Waren bis zum ersten Auftauchen römischer Händler im Laufe des Gallischen Krieges von ihren südlichen, innergallischen Nachbarn bezogen haben. Von „romanisation“ dürfe somit nicht gesprochen werden; der römische bzw. italische Ursprung der Importe sei entweder gänzlich unbekannt oder für die Einheimischen ohne Bedeutung gewesen.

Haselgrove legt den Begriff „romanisation“ meiner Meinung nach zu eng aus, denn es ist letztlich von nachgeordneter Bedeutung, ob die Fernwirkung des *Imperium Romanum* auf Nordgallien von den Einheimischen als „römisch“ erkannt wurde. Auch wenn die von Südfrankreich ausgehenden Einflüsse in Form einer Kettenreaktion von *civitas* zu *civitas* übertragen worden wären, hätte es sich im weiteren Sinn dennoch um einen Romanisierungsprozeß gehandelt. Besser ist es allerdings, von der Verwendung dieses Begriffes endgültig Abschied zu nehmen und ihn durch „Kulturwandel“ zu ersetzen, wobei der direkte oder indirekte Einfluß Roms bereits für das vorokkupationszeitliche Gallien als ein bedeutender exogener Faktor zweifellos in Rechnung zu stellen ist.

Während die Untersuchungen Roymans' und Haselgroves makroregional bzw. regional ausgerichtet sind und vorrangig den kulturellen Wandel ländlicher Populationen behandeln, legt Vanderhoeven die Analyse einer urbanen Siedlung vor. Seit 1986 werden im Stadtkern von Tongern systematische Ausgrabungen zur Erforschung des römischen Vorortes der Tungrer (*Atuatuca Tungorum*) durchgeführt. Vanderhoeven folgt der Vorstellung Roymans', wonach der nördliche Teil dieser *civitas* zur Zone der martialisch-pastoralen Tieflandbewohner, der südliche Teil dagegen zur ackerbaulichen Lößzone, bzw. zur „villa landscape“ gehörte. Davon ausgehend entwickelt er die These, daß die Entwicklung Tongerns eher der Genese von Städten der nordwestlichen Zone, wie Nijmegen, Voorburg und Cassel, entsprechen muß als jener der südwestlichen Zone, wie Trier, Reims und Amiens.

Gestützt auf die ausgezeichneten Ergebnisse der neuen Ausgrabungen an der Kielenstraat gelingt es dem Autor, die älteren Vorstellungen zum Charakter des frühromischen Tongern

zu präzisieren und ein überzeugendes Modell der Stadtentwicklung zu entwerfen. Demnach handelt es sich um eine planmäßige Neugründung des letzten Jahrzehnts v. Chr. in einem zuvor ungenutzten Waldgebiet. Während die Funde und Befunde der ersten Siedlungsphase für die Anwesenheit römischen Militärs sprechen, werden in der darauf folgenden spätaugusteisch-iberischen Periode Wohnstallhäuser vom „Alphen–Ekeren-Typ“ errichtet. Vanderhoeven's Interpretation dieser Beobachtung ist überzeugend: Nicht die militärstrategisch motivierte Truppenstationierung sei für den Bau eines Lagers und die Anwesenheit des Militärs verantwortlich gewesen. Vielmehr müsse davon ausgegangen werden, daß sie der Gründung der zivilen Stadt diene, denn nur das Militär verfügte zum betreffenden Zeitpunkt über das nötige Know-how und den Organisationsapparat, um die zur Stadtgründung erforderliche Infrastruktur einzurichten. Die Kielenstraat-Ausgrabung zeigt, daß sich in diesem von offiziellen römischen Stellen und nach römischem Muster angelegten Stadtareal nach Abzug der militärischen Baukolonnen zunächst einheimische Landbevölkerung ansiedelte, die ihrer agrarischen Wirtschaftsweise samt Viehzucht in diesem veränderten urbanen Ambiente nachging. Erst in claudischer Zeit wurden die Wohnstallhäuser durch stärker urban geprägte Holzbauten ersetzt. Von großer Bedeutung für die provinzialrömische Archäologie ist, daß im gesamten Areal des römischen Tongerns auf einer Fläche von über 50 Hektar eine einheitliche Brandschicht festgestellt wurde, die sich angeblich zweifelsfrei in die Zeit des Bataveraufstandes, also in die Jahre 69/70 n. Chr. datieren läßt.

Vanderhoeven glaubt, das am Beispiel Tongerns entwickelte Modell auf die Genese der meisten anderen, in augusteischer Zeit gegründeten *civitas*-Vororte Nordgalliens übertragen zu dürfen. Die Städte wurden demnach in aller Regel „auf der grünen Wiese“ nach römischem Muster vom Militär eingerichtet. Entscheidend für die Ortswahl sei dabei die Lage an vorhandenen oder im Rahmen der augusteischen Neuordnung Galliens projektierten Fernstraßenverbindungen gewesen. Als ebenso wichtig sieht der Autor das Vorhandensein eines schiffbaren Gewässers an.

Abschließend wendet sich Vanderhoeven der Beantwortung seiner Ausgangsfrage zu: „In theory, we might have expected for the capital of the Tungri a situation similar to that of the Oppidum Batavorum ... Reality however is different“ (S.245). Die Ausgrabungen an der Kielenstraat zeigen, daß die ersten zivilen Bewohner Tongerns inmitten einer Lößlandschaft als pastorale, aber offensichtlich friedliche Rinderbauern in Wohnstallhäusern wohnten und sich dennoch erfolgreich dem urbanen System anpaßten. Roymans' strukturalistische Sword–Plough-Dichotomie ist zur Erklärung dieses empirischen Falles somit nicht geeignet.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß das Buch zentrale Aspekte des kulturellen Wandels in den Jahrhunderten um Christi Geburt behandelt. Auch wenn Haselgrove (vgl. z.B. S.128 Anm.7) und Vanderhoeven der visionär anmutenden Programmatik Roymans' nicht gefolgt sind und ich eigentlich nicht zu erkennen vermag, worin sich ihre exzellenten Abhandlungen von „konventionellen“ oder „prozessualen“ Arbeiten grundsätzlich unterscheiden sollten, deutet „From the Sword to the Plough“ an, daß idealistisch-mentalitätshistorische Ansätze in den nächsten Jahren in der niederländischen und britischen Romanisierungsforschung dominieren werden.

Vor diesem Hintergrund seien abschließend einige prinzipielle Bemerkungen erlaubt, die das besprochene Werk nur mittelbar betreffen.

Die Erforschung vorrömischer Ideenwelten Galliens und Germaniens und ihrer Transformation unter dem Einfluß Roms ist zweifellos eine faszinierende und spannende Aufgabe. Die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Perspektive dürfen allerdings nicht verschwiegen werden. Erstens ist es prinzipiell fraglich, bis zu welchem Grad sich die emische, eigen-

kulturelle Perspektive einer prähistorischen oder protohistorischen Kultur überhaupt verstehen läßt (vgl. R. BERNBECK, *Theorien in der Archäologie* [Tübingen, Basel 1997] 46; 148 ff.). Man wird mentale Phänomene zumeist nur erahnen können und zwangsläufig spekulativen Boden betreten. Zweitens fördert ein strukturalistischer Theoriedahintergrund, wie er von Roymans propagiert wird, eine einseitige Perspektive auf den Menschen, wobei die funktionale Seite kultureller Phänomene heruntergespielt und die symbolisch-ideelle Bedeutung überbetont wird. So wird der funktionale Aspekt von Befestigungsanlagen, Waffen, Hausformen, Siedlungsgruben, Haustieren, Nahrungsmitteln etc. zur Nebensächlichlichkeit abgewertet. Man wird mit BERNBECK (a. a. O. 151) darin übereinstimmen, daß „eine solche, recht abgehobene intellektuelle Position ... aus der materiellen Lebenssicherheit der westlichen Wissenschaftler [resultiert], für die Kriege, aber auch [...] Hunger, in eine fast unvorstellbar weite Ferne entrückt“ sind. Auch die Definition von Romanisierung als „process of creative interpretation and appropriation of Roman cultural forms and values by groups and individuals from their own cultural background and social strategies“ (S. 99) könnte sich bei genauerer Betrachtung als euphemistischer Anachronismus erweisen. Zumindest blendet sie die Tatsache aus, daß die Okkupation Galliens durch das Römische Reich letztlich ein imperialistischer Akt war, der sowohl mit Völkermord, Umsiedlung, Aufständen, Hunger, Vergewaltigung und Versklavung als auch mit dem Verlust politischer, kultureller und ökonomischer Autonomie zahlreicher Völker einherging.

Kein Historiker oder Archäologe käme heute auf die empörende Idee, die Kolonialisierung Afrikas oder Asiens durch die europäischen Monarchien als „kreative Interpretation und Aneignung“ britischer, russischer oder deutscher Kulturwerte durch die unterworfenen Völker zu verharmlosen. Dieses Messen mit zweierlei Maß spricht dafür, daß die Glorifizierung der griechisch-römischen Antike allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz (vgl. im Beitrag Roymans S. 102 mit Anm. 297) nach wie vor prägend wirkt und Romanisierung primär als Segen für die zuvor vermeintlich unzivilisierten Barbaren gilt. Aktuelle Modelle zum Verhältnis zwischen Römern und Einheimischen sind somit allem Anschein nach mindestens ebenso stark vom Zeitgeist abhängig wie die von fortschrittsgläubigen Archäologen bereits unter Forschungsgeschichte abgehakten Vorstellungen des 20. Jahrhunderts.

D-24098 Kiel  
Olshausenstraße 40

Dirk Krauß  
Christian-Albrechts-Universität  
Institut für Ur- und Frühgeschichte  
E-Mail: dkrausse@ufg.uni-kiel.de